

The background of the cover is a photograph of a stone archway. The archway is made of dark, textured stone and has a decorative, carved pattern around its top edge. The archway leads to a courtyard area. In the courtyard, there is a black wrought-iron gate that is open. Behind the gate, several bicycles are parked. The courtyard is paved with cobblestones. The lighting is warm, suggesting a sunny day. The overall color palette is dominated by the dark blues and greys of the stone, with the warm yellow and orange tones of the courtyard and the text.

FRANK P. MEYER

# Club

der Romantiker

oder

Das Rätsel um Laureen Mills

ROMAN CONTE

*Michaelmas Term*, das erste Trimester, verlief harmlos, verglichen mit den nachfolgenden Trimestern *Hilary* und *Trinity*. Dennoch war auch *Michaelmas* alles andere als langweilig. Gleich am ersten Abend – ich hatte einen Brief nach Hause fertiggeschrieben und war gerade im Begriff, mich schlafen zu legen – klopfte es an meine Tür. Sergej stand vor mir und trat verlegen von einem Bein aufs andere. Er wollte nicht hereinkommen, bat mich jedoch, meine Zimmertür offen zu lassen. Wenigstens diese eine Nacht und vielleicht auch die nächste. Ich schaute ihn so verwundert an, dass er als Erklärung hinzufügte, dies sei die erste Nacht seines Lebens, die er alleine in einem Raum schlief. Wenn wir beide unsere Zimmertüren aufließen, fühle er sich nicht so einsam. Ich muss ihn so ungläubig angesehen haben, dass er sogleich freimütig erzählte, er habe vier Geschwister. Die Sankt Petersburger Wohnung seiner Familie verfüge jedoch nur über drei Schlafzimmer. Eins für die Eltern, eins für seine beiden Schwestern und er hatte sich die letzten 20 Jahre das kleinste der drei Zimmer mit seinen beiden jüngeren Brüdern geteilt. Er sagte nicht: »habe teilen müssen.« Ich willigte ein, meine Tür offen zu lassen. »Danke, Petja.« Er strahlte mich so erleichtert an, dass ich ihm rasch eine Gute Nacht wünschte, bevor er mir vor Dankbarkeit um den Hals fiel. Keine zehn Minuten später hörte ich ihn schnarchen und ich fand den Rest der Nacht keinen Schlaf. Erst gegen Morgen nickte ich ein und wurde kurz darauf von Ray geweckt, der das Waschbecken in meinem Zimmer putzte. »Warum steht denn deine Tür auf?«, fragte er, ohne wirklich eine Antwort zu erwarten. Ich richtete mich im Bett auf und schaute durch meine offene Tür über den kleinen Flur. Sergejs Tür war geschlossen. »Der ist schon auf den Beinen, habe ihn gerade zum Frühstück gehen sehen«, erläuterte Ray, während er mein Waschbecken trockenlederte.

»Danke, Ray, das mache ich selbst.«

»Dann raus aus den Federn. Ich hänge dein Bettzeug über den Sessel und mache ...«

»Nein, danke, ich mache das wirklich lieber selbst.«

»Aber irgendwas muss ich hier doch machen. Küche und Bad sind ja praktisch noch sauber.«

Beide blickten wir auf den Mülleimer, in dem zerknüllte Briefe lagen. »Liebe Eltern, hier ist es toll«, stand auf einigen drauf. Oder: »Scheiß auf das Stipendium, ich komme zurück und nehme Opas Bauplatz«, oder: »Das Zimmer ist nett. Mein russischer Zimmernachbar sieht ein bisschen aus wie Edgar aus Mettnich.«

»Mülleimer leeren?«, schlug ich vor.

»Mülleimer leeren«, brummte Ray zufrieden, »und wenn du dir noch ein Rührei sichern willst, musst du jetzt in die *Hall*.«

Das mit der offenen Tür konnte so nicht weitergehen, also einigte ich mich mit Sergej auf eine andere Vorgehensweise. Wir veranstalteten erstmals unser Heilsaufen, das darin bestand, das Abendessen in der *Hall* ausfallen zu lassen und stattdessen in Ruhe so lange Wodka zu trinken, bis das Heimweh nachließ. Ein anderer Russe, Jewgenij, ein Informatik-Doktorand, gesellte sich manchmal zu uns. Er war schon ein Jahr vorher nach Oxford

gekommen, litt aber ebenfalls an Heimweh und fand die Idee ausgezeichnet, mit Wodka dagegen anzutrinken. Er kam aus Moskau, aber seine Familie stammte aus Armenien, so dass er neben Russisch auch Armenisch sprach. Das hatte ihm die zweifelhafte Ehre eingebracht, den Bibliotheksschwur der Bodleian Library ins Armenische übersetzen zu dürfen. Um die *Bodleian* nutzen zu dürfen, musste man – feierlich in einen Talar gekleidet und mit erhobener Hand – einen offiziellen Eid leisten, indem man laut wiederholte, was der Bibliothekar einem vorsprach. Fast wie bei einer Trauung, nur mit einem Buch in der Hand statt einer Frau an der Seite. Ich schwor also, auf Englisch, keine Bücher oder anderen Dokumente aus der Bibliothek zu entwenden, noch sie in irgendeiner Weise zu beschädigen oder sonst irgendwie zu »verletzen«. Weiterhin verpflichtete ich mich, niemals in der Bibliothek zu rauchen und erst recht kein Feuer darin zu entfachen oder auf sonst irgendeine Weise eine Flamme in das Gebäude zu tragen. Abschließend schwor ich, mich auch ansonsten allen Regeln der Bibliothek zu unterwerfen. Lauter vernünftiges Zeug eigentlich. Ich muss gestehen, dass ich die endlosen Regalreihen, die Millionen von Büchern, von denen etliche viele Jahrhunderte auf dem Buchrücken haben, gleich ernsternahm, als ich nach dem Eid offiziell als Bibliotheksbenutzer aufgenommen war. Ich stellte mir vor, wie es wäre, wenn die Pfarrbücherei Primstal für ihre Benutzer eine ähnliche Zeremonie einführen würde.

Der Bibliothekar, der die Vereidigung vornahm, fragte mich, in welcher Sprache ich den Schwur leisten wolle, bei Bedarf könne er mir auch den deutschen Text geben. Er blätterte in einem dicken Ordner mit Zetteln, die in Klarsichthüllen abgeheftet waren – es müssen an die hundert gewesen sein – aber ich lehnte dankend ab und meinte, es ginge auch auf Englisch. Ob ich denn alles verstünde, was ich da zu schwören hätte? Als ich dies bestätigte, meinte er, nicht alle kämen mit dem antiquierten Englisch zurecht, und daher ließ die Bibliotheksverwaltung, wann immer sich ein vertrauenswürdiger Übersetzer fand, eine entsprechende Version hinzufügen. Seit Kurzem stünde der Schwur sogar auf Armenisch zur Verfügung.

Bei einem unserer Heilsaufen-Treffen gestand uns Jewgenij, er habe bei der armenischen Version ein wenig improvisiert und – neben der Sache mit dem Stehlen, Beschädigen und Feuer anzünden – auch noch einige andere, wie er fand nützliche Schwurteile hinzugefügt, zum Beispiel, dass die Bibliothekarinnen unter keinen Umständen in den Po gekniffen werden durften und dass nach einer sich spontan ergebenden Kopulation zwischen den Shakespeare-Folianten auf die Zigarette danach unbedingt zu verzichten sei. Der Schabernack wäre beinahe aufgefliegen, als wenige Wochen nach Jewgenijs Übersetzung ein armenischer Gastprofessor beim Schwur laut lachen musste. Zum Glück bestätigte er auf die Frage des besorgten Bibliothekars, ob alles in Ordnung sei, dass sicherlich alles im Sinne des englischen Originals übertragen worden sei, nur eben in sehr eigenwilliger Ausdrucksweise. Ein Glück für Jewgenij, dass der armenische Professor sich entschlossen hatte, den Landsmann nicht in die Pfanne zu hauen und dadurch sicherstellte, dass Armenier mit einem Lächeln im Gesicht als Benutzer der Bodleian-Bibliothek vereidigt werden.

Während Sergej kein größeres Netzwerk in Oxford aufbaute und praktisch nur mich und Jewgenij näher kannte, gingen bei Alex ständig gutaussehende Privatschulabsolventen ein

und aus. Zumindest stellte ich mir vor, dass es sich ausnahmslos um Studenten handelte, die eine Erziehung auf Eliteinternaten hinter sich hatten. Viele von Alex' Besuchern kamen nur ein einziges Mal und nur wenige erschienen regelmäßig in unserem *Staircase*. Wenn jemand öfter als dreimal bei Alex im Zimmer gewesen war, wurde er Sergej und mir offiziell vorgestellt. Simon zum Beispiel. »Er ist ein guter Freund«, erläuterte Alex, ohne dass wir ihn nach einer genaueren Definition gefragt hatten, »*ein* Freund, nicht *mein* Freund.«

Simon war sympathisch und hilfsbereit. Bei ihm war ich mir nicht sicher, ob ich ihn in die Schublade der Privatschulabsolventen stecken sollte. Er verkaufte mir seinen alten Talar für nur 20 Pfund und schenkte mir den dazugehörigen Hut, der wegen seiner flachen, viereckigen Form auch Mörtelbrett genannt wurde. Vor allem aber erklärte er mir dankenswerterweise die »*sub-fusc*-Etikette«, also was man unter dem Talar in Weiß und was in Schwarz tragen musste. Außerdem brachte Simon Sergej und mir das Stocherkahnfahren bei, weil er nicht wollte, dass wir das Jesus College blamierten, und nicht, wie die Touristen, mit dem *Punting*-Stab, dem *Pole*, im Matsch der Themse oder des Cherwell steckenblieben und ins Wasser fielen.

Sergej verlor rasch das Interesse am *Punting*, ich aber beherrschte nach ein paar von Simons Privatstunden diese wichtige Oxforder Schlüsselqualifikation recht gut. Das sollte mir noch nützlich sein. Louise zum Beispiel liebte es, auf dem Cherwell gepunted zu werden. Mit einem Schälchen Erdbeeren und einer Flasche Champagner bewaffnet. Sie wollte, dass ich ihr während des Stocherkahnfahrens romantische Gedichte aufsagte. Auf Deutsch. Wenn wir an Long Meadow vorbeigezogen und uns soweit von der Magdalen Bridge entfernt hatten, wie kein Tourist es schaffte, blickte sie den Cherwell flussauf- und flussabwärts. Sobald sie sich vergewissert hatte, dass kein anderes *Punt* in der Nähe war, bestand sie darauf, für ein paar Minuten an den Rand des Flusses unter die Büsche zu fahren. Dann nötigte sie mich, ein Goethedicht zu zitieren. Ja, ich konnte Louise einen halben Orgasmus dadurch verschaffen, dass ich ihr ein romantisches deutsches Gedicht aufsagte. Aber wer braucht schon einen halben Orgasmus.



Osmer blättert in einer Akte. Es ist nicht die zum Fall Laureen Mills. Er hat keine Zeit, sich um diesen alten Kram zu kümmern. »Wann genau ist morgen noch mal die Beerdigung?«, fragt er dennoch Sergeant Irvine über seinen Schreibtisch hinweg.

»Um 15 Uhr.« Detective Sergeant Irvine ist äußerst beflissen. Seinem Chef gegenüber versucht er sich stets einsatzbereit zu zeigen. »Ich kann das gleich genau nachsehen.«

»Tun Sie das.« Osmer fügt kein »bitte« hinzu. »Vielleicht ist es Zeitverschwendung, aber ich habe das Gefühl, ich sollte sicherheitshalber bei der Beerdigung kurz überprüfen, wer dort aufkreuzt. Falls überhaupt jemand hingehet außer dem Pfarrer und dem Totengräber.«

»Soll ich mitkommen?«, fragt Irvine hoffnungsvoll.

»No«, antwortet Osmer.

\*

»Ist Peter schon da?«, will Louise wissen.

»Er war jedenfalls gestern auf dem Weg nach Oxford, wie wir wissen«, sagt George.

»Wo seid ihr untergebracht? Im College oder in der Ship Street?«

»Ich im College«, antwortet Ed, »du doch auch, Louise, nicht wahr?« Sie nickt. »Was ist mit dir, Branwen?«

»Ich wohne privat. Draußen in Wolvercote.«

»Wolltest du nicht im Jesus wohnen? Ich könnte dich auch im Exeter College unterbringen.«

»Danke, George, ist schon okay so.«

Sie schlendern die High Street hinunter, schweigen eine Weile. Schließlich fragt Branwen: »Wir wissen also nicht, wo er wohnt?«

»Nun, im College oder in der Ship Street, nehme ich an«, meint Ed, »wo sonst?«

»Wir müssen möglichst bald Kontakt zu ihm aufnehmen«, sagt Louise, »und auf ihn aufpassen.«

»Ihn vor sich selbst schützen, meinst du wohl.«

»Wirklich, Ed«, Branwen klingt verärgert, »das hätten wir damals tun sollen. Und tu nicht so selbstlos. Wir wissen, wen du hier schützen willst. Dich selbst und deine Rektorenstelle.«

Ed sagt darauf nichts.

»Er wird doch wohl nicht zur Beerdigung gehen wollen?«

In der Merton Street kommen sie am großen, verzierten Eisengattertor des Examensgebäudes vorbei. Edward Davies hält vor dem Tor inne, schaut durch die Eisenstäbe auf das dahinterliegende Gebäude, auf die selbstbewusste viktorianische Fassade. »Erinnert ihr euch? Hier war damals der *Freshers' Fair*«, bemerkt Ed. »Findet der heutzutage immer noch hier statt?«

»Da habe ich Peter zum ersten Mal getroffen«, sagt Louise.